

A black and white close-up portrait of a man with long, dark hair and a light beard. He is looking directly at the camera with a serious expression. The lighting is dramatic, highlighting the texture of his skin and hair.

MARKUS TORGEBY

BIS AN DIE **GRENZEN**
DES **SEINS**

Mein Leben als einsamer Läufer in der schwedischen Wildnis

MEYER & MEYER VERLAG

Bis an die Grenzen des Seins

Für Frida

*Es wird eine Zeit kommen, in der die Menschen verrückt sind,
und wenn sie jemandem begegnen, der nicht verrückt ist,
werden sie sich zu ihm wenden und sagen: „Du bist verrückt“,
weil er nicht ist wie sie.*

Antonius, Apophthegmata Patrum

Allgemeiner Hinweis:

Das vorliegende Buch wurde sorgfältig erarbeitet. Dennoch erfolgen alle Angaben ohne Gewähr. Weder der Autor noch der Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch vorgestellten Informationen resultieren, Haftung übernehmen.

MARKUS TORGEBY

BIS AN DIE GRENZEN
DES SEINS

Mein Leben als einsamer Läufer in der schwedischen Wildnis

MEYER & MEYER VERLAG

Originaltitel:

Markus Torgeby

Löparens Hjärta

Originalverlag:

© 2015 Offside Press AB och Markus Torgeby

Förlag Offside Press AB, Schweden

Text Published by agreement with the Kontext Agency

Englische Version:

The Runner - Four Years Living and Running in the Wilderness

© Bloomsbury Sport, 2018

Übersetzung aus dem Schwedischen: Karl French

Übersetzung aus dem Englischen: Kristina Mundt

Bis an die Grenzen des Seins

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Details sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie das Recht der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren – ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, gespeichert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2018 by Meyer & Meyer Verlag, Aachen

Auckland, Beirut, Dubai, Hügendorf, Hongkong, Indianapolis, Kairo, Kapstadt, Manila, Maidenhead, Neu-Delhi, Singapur, Sydney, Teheran, Wien

 Member of the World Sport Publishers' Association (WSPA)

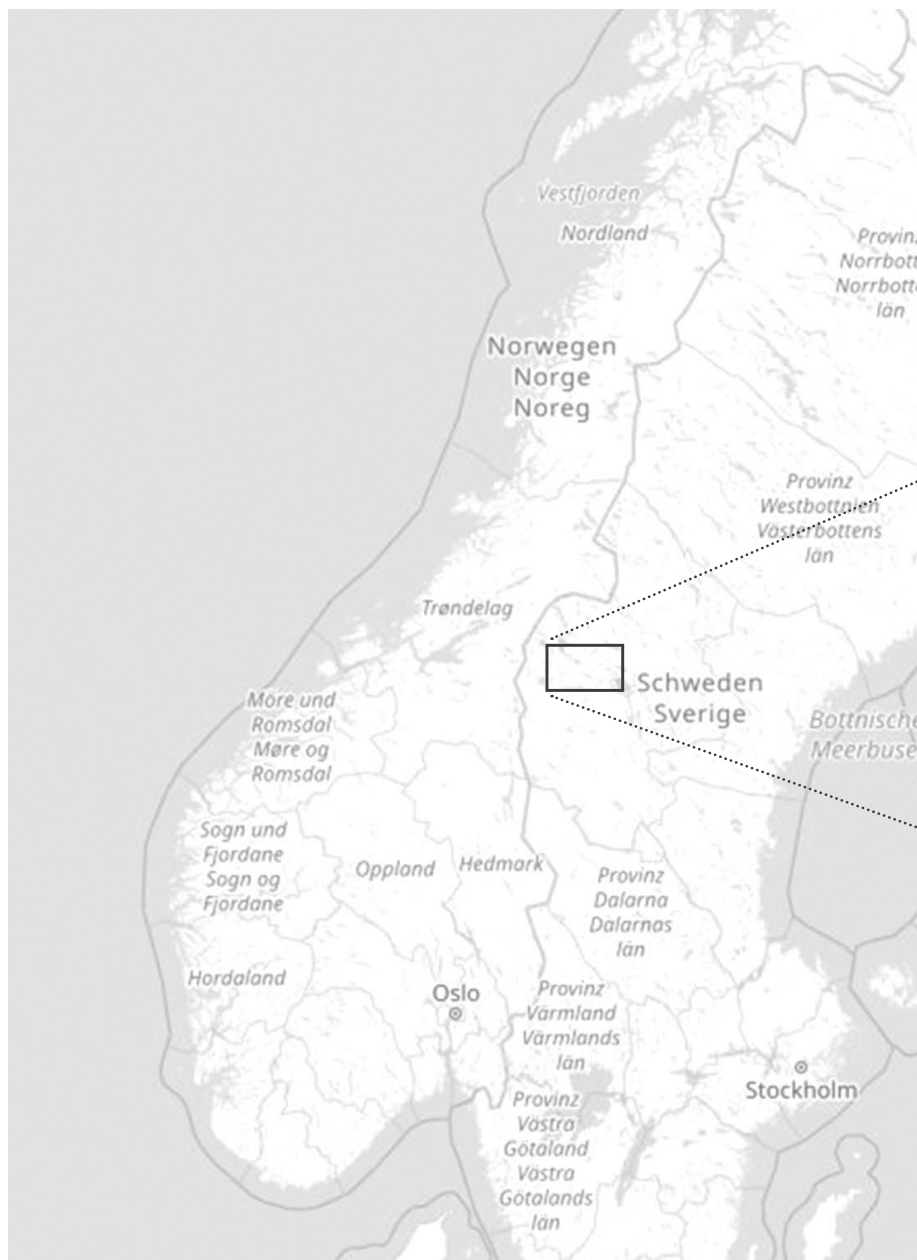
ISBN 978-3-8403-1283-0

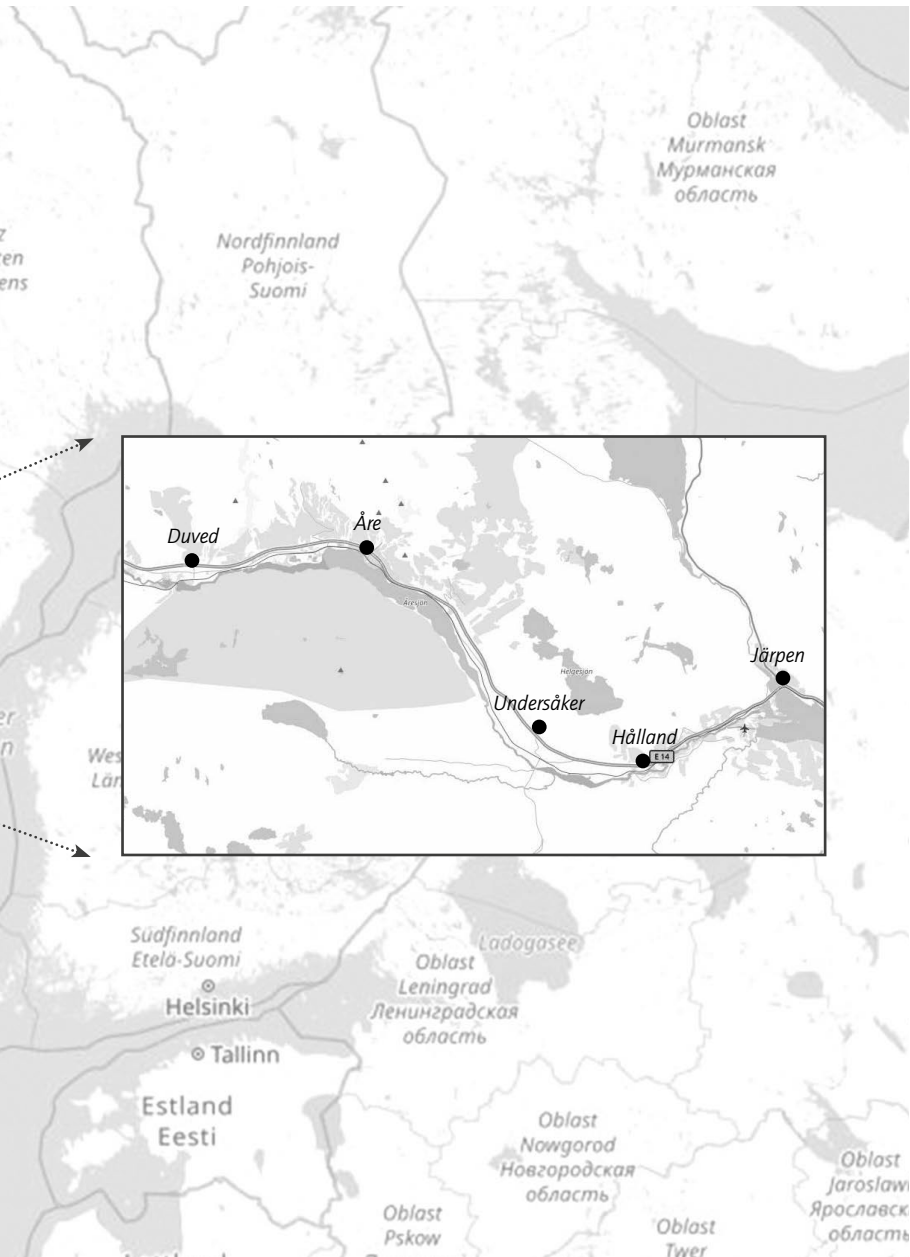
E-Mail: verlag@m-m-sports.com

www.dersportverlag.de

INHALT

Prolog.....	9
Öckerö.....	13
Der Wald	83
Tansania	131
Rückkehr	169
Zehn Jahre später	211
Danksagung des Autors.....	234
Bildnachweis.....	235







PROLOG

Jämtland, Nordschweden, Herbst 1999

ES IST NACHMITTAG. Die Sonne ist müde, aber das Licht ist warm, und ich laufe vom Slagsån hinauf zum Sumpf unterhalb vom Romohöjden. Der Schnee bleibt auf dem Åreskutan liegen. Ich laufe über den Sumpf, und meine Beine fühlen sich leicht an.

Mit riesigen Schritten laufe ich über die Berghänge, bis hinunter zum Indalsälven und vorbei am Ristafallet. Ich folge dem Pfad am Fluss entlang und komme wieder zum Hügel. Drei Kilometer geht es steil bergauf. Ich bewege mich mühelos, gelange wieder zum Sumpf und habe die Sonne im Rücken.

Dann höre ich den Ruf eines Elchs. Ich bleibe stehen. Nach einer Weile höre ich, dass ein anderer Elch ein Stück weiter entfernt antwortet. Ich lege Daumen und Zeigefinger an die Nase, rufe selbst, und beide Elche antworten.

Sie sind beide ziemlich nah, und ich bleibe ruhig stehen. Schließlich kommen sie 30 Meter voneinander entfernt in den Sumpf. Ich bewege mich nicht. Sie sich auch nicht, und ihre großen Ohren sind wie Sattelittenschüsseln in meine Richtung gedreht. Wir bilden ein Dreieck – der Bulle, die Kuh und ich. Die Elche haben die Abendsonne in den

Augen und den Wind im Rücken. Ihre Beine sind lang und dünn, und sie sehen stark aus.

Ich laufe weiter, die Elche auch. Es kracht im Wald, als sie verschwinden.

Am Helgesjön angekommen, ziehe ich mich aus und springe hinein. Ich schwimme so lange, bis der Schlamm und Schweiß abgewaschen sind. Ich reibe mir die Achselhöhlen mit Sand ein und gehe nackt durch den Wald nach Hause zum Zelt.

Ich ziehe mir Unterwäsche, dicke Socken und meine Mütze an. Es dampft aus meinem Mund, wenn ich ausatme. Ich gehe in den Wald, um Birkenrinde und kleine Zweige zu sammeln, um sie als Anmachholz zu benutzen, und spalte Holz für später, wenn das Feuer richtig brennt. Ich lege immer dickere Äste nach, erhalte das Feuer, bis es warm im Zelt ist, und trockne die Plane.

Der Wald ist ruhig. Mein Gesicht ist warm vom Feuer. Draußen bildet die Dunkelheit eine Wand.

Ich esse Knäckebrötchen mit Butter und trinke warmes Wasser. Nachdem das Feuer heruntergebrannt ist, gehe ich ins Bett. In meinem Tagebuch halte ich die Ereignisse des Tages fest und beobachte die Sterne durch den Rauchabzug.

Mir gefällt es, in meinen Schlafsack eingepackt dazuliegen und die kalte Nachtluft im Gesicht zu spüren.



ÖCKERÖ

ES IST HEILIGABEND 1985, und Mama hat Kopfschmerzen. Die Welt dreht sich, sagt sie. Sie hat Gleichgewichtsprobleme.

Ich bin neun Jahre alt, der Älteste von vier Geschwistern. Meine beiden Schwestern sind ein und drei Jahre jünger als ich, mein kleiner Bruder ist zwei.

Weihnachten feiern wir mit unseren Cousins, die in einem Haus in der Nähe wohnen; man muss nur den Hügel hinuntergehen und schon ist man da. Im Werkunterricht fertigte ich für Oma und Opa ein Fischerboot an. Es heißt *Kristina*, genau wie Opas Boot. Es wurde in einer Ausstellung in der Schule gezeigt. Ich bin daher richtig zufrieden.

Am ersten Weihnachtsfeiertag geht Mama ins Krankenhaus. Sie hat keine Schmerzen, aber ihre Beine tun nicht, was sie möchte.

Mama ist nicht sehr groß – nur 160 Zentimeter – und wiegt 43 Kilogramm. Sie hat blaue Augen, dicke braune Haare und wird nie böse. Sie war erst 19, als ich geboren wurde.

Papa fährt jeden Tag aufs Festland, um sie zu besuchen. Wenn er zurückkommt, sagt er nicht viel, aber beim Abendessen zittert sein rechtes Bein mehr als sonst. Ich spüre, wie der Boden vibriert.

Als Mama eine Woche später nach Hause kommt, geht sie auf Krücken. Sie ist 28 Jahre alt, und irgendetwas stimmt nicht mit ihr, aber man weiß nicht, was.

JEDEN MORGEN GEHE ICH über den Hügel zur Schule; dafür brauche ich zwei Minuten. In meinem blauen Rucksack ist ein Stück Obst. Ich gehe rückwärts und winke Mama, bis ich sie nicht mehr im Küchenfenster sehen kann.

Das Schulgebäude ist alt und heruntergekommen. Der Boden ist abschüssig, und mein Bleistift rollt weg, wenn er mir herunterfällt. Meine Lehrerin Ingrid Bjerger trägt roten Lippenstift, der häufig auf ihren Zähnen landet. Sie raucht, aber sie riecht immer gut.

„Markus, lauf dreimal um die Schule, und ich stoppe die Zeit“, sagt sie.

Das ist eine der Arten, auf die sie mich beruhigt. Meine Beine wollen sich immer bewegen, und mir fällt es schwer, still zu sitzen. In der Pause spielen wir Fußball, und ich ärgere die älteren Jungen, damit sie mich jagen, weil ich die Aufregung spüren möchte.

Öckerö, die Insel, auf der die Familie meiner Mutter schon seit Generationen lebt, liegt in den Schären zwischen Vinga und Marstrand nördlich von Göteborg. Sie ist eine von zwei Gemeinden in Schweden, die nicht mit dem Festland verbunden ist. Die Insel ist nicht groß; es gibt zwar Autos, aber man kann überallhin zu Fuß gehen oder mit dem Rad fahren. Im Westen liegt das offene Meer mit einem Horizont, der niemals endet. Im Osten liegt Göteborg, und die Lichter der Stadt erhellen den Himmel, wenn es dunkel ist.

Auf Öckerö gibt es noch ein paar unbewohnte Orte, aber nicht viele. Die Häuser stehen nah beieinander. Unseres ist groß; Papa hat es auf

Omas und Opas Land gebaut, wo vor langer Zeit die Kühe weideten. Nur ein schwarz angestrichener Stahlzaun, den Opa in den Felsboden einbetoniert hat, trennt die beiden Grundstücke voneinander. Früher kletterten meine Geschwister und ich darauf herum und hängten uns kopfüber daran.

Unser Haus ist aus braunen Ziegelsteinen mit einer rauen Oberfläche gebaut, und das Dach ist mit dunklen Betonsteinen gedeckt, die mit Vogeldreck beschmiert sind. Die Möwen sitzen dort gern und kreischen. Fast jeden Tag kletterte ich an einem Regenrohr hoch, ziehe mich über die Regenrinne und setze mich aufs Dach, um Wache zu halten. Dort bleibe ich, bis Mama ruft, dass ich herunterkommen soll.

Die anderen und ich haben eigene Zimmer im obersten Stockwerk. Im Keller haben wir einen großen, offenen Kamin. Zwei Brüder von der Nachbarinsel Fotö bauten ihn und das Fundament des Hauses. Papa sagt, er kam eines Tages nach der Arbeit zur Baustelle, um zu sehen, was los war, und einer der Brüder baute gerade den Kamin und Papa war der Meinung, dass er schief aussah. Er fragte sich, ob der Kamin wirklich so aussehen sollte.

„Er ist gut genug für Leute aus der Stadt“, sagte man ihm.

ICH BIN Zehn und nehme an meinem ersten Lauf teil: dem Ö-varvet, zehn Kilometer auf Asphalt. Ich jogge die 500 Meter über den Hügel zur abgedeckten Eislaufbahn, wo der Lauf beginnen wird. Mein Onkel und mein zwei Jahre älterer Cousin stehen ebenfalls am Start.

Ich trage Turnschuhe, pinkfarbene Shorts und ein T-Shirt. Mama, Papa und meine Geschwister sind gekommen, um zuzuschauen. Mama fragt sich, ob es eine gute Idee ist – ist es nicht ein bisschen zu viel für einen Zehnjährigen?

Es geht los. Mein Cousin und ich bleiben zusammen und hängen meinen Onkel schnell ab.

Ein Kilometer nach dem anderen vergeht, und alles scheint in Ordnung zu sein. Wir laufen durch die Straßen von Öckerö, Seite an Seite, mein Cousin und ich. Keiner von uns beiden möchte langsamer werden. Ich schätze, er möchte nicht von seinem jüngeren Cousin geschlagen werden, und ich möchte einfach nur mithalten.

Ich laufe einfach, ich denke nicht, ich mache einen Schritt nach dem anderen. So weit bin ich noch nie gelaufen.

Die Ziellinie kommt immer näher. Wir sprinten, und mir tun die Beine weh. Es fühlt sich an, als gehörten sie nicht richtig zu mir.

Am Ende trennt meinen Cousin und mich eine Sekunde – meine Zeit beträgt 44 Minuten und 4 Sekunden, die Zeit meines Cousins 44 Minuten und 3 Sekunden.

Ich setze mich in den Schatten an die Wand der Eislaufbahn. Meine Beine zucken, als wären sie von mir getrennt. Die Nerven scheinen ein Eigenleben zu führen, und ich kann nichts dagegen tun.

Ich bekomme Nasenbluten. Ich spüre, wie das Salz von dem Schweiß auf meiner Stirn meine Haut steif werden lässt, und es schmeckt nach Eisen, als das Blut mir den Rachen hinunterläuft.

Was für ein Gefühl!

SONNTAGMORGEN IN DER KIRCHE. Die Zeit vergeht langsam. Oma und Opa sitzen ein paar Reihen hinter uns. Mama ist zu Hause auf dem Sofa.

Ich höre Opas Stimme, wenn wir singen. Er liebt die alten Kirchenlieder.

Ich finde sie sehr schwierig. Sie sind so hoch, und ich wage noch nicht einmal, zu versuchen, diese hohen Töne zu treffen. Meine eigene Stimme höre ich nicht gern. Ich weiß nicht, ob ich falsch singe. Es ist besser, zu schweigen.

Während der Predigt beginnen meine Beine zu zucken. Es ist dasselbe Gefühl wie am Pult in der Schule. Was mache ich hier?

Der Prediger benutzt Worte, die ich nicht verstehe. Er spricht vom Weltuntergang und sagt, Gott werde kommen und die Gerechten von den Ungerechten trennen, Kinder würden sich gegen ihre Eltern auflehnen und die Welt werde in Flammen aufgehen.

MAMA LIEGT UNTER ihrer Decke und weint. Oma ist bei ihr. Ich höre sie durch die Wand.

Mama weigert sich, herauszukommen. Sie hat das große grüne Medizinbuch gelesen und sagt, sie wisse jetzt, was mit ihr nicht stimmt, warum sie Probleme mit dem Gleichgewicht habe und warum ihr Körper ihr nicht gehorche.

„Ich habe MS. Ich habe alle Symptome. Mein Sehnerv war entzündet, meine Beine sind taub und ich habe immer mehr Gefühl in den Armen verloren, seit ich ein kleines Mädchen war. Ich habe einen Körper, der mir einfach nicht gehorcht, und ich habe Probleme mit dem Gleichgewicht.“

Als Papa von der Arbeit nach Hause kommt, wird er wütend. Er nimmt das große, dicke Buch und versteckt es.

Er möchte nicht, dass Mama weiter darin liest; wir wissen nicht, ob es wirklich MS ist. Die Ärzte haben keine richtige Diagnose gestellt.

Es ist sinnlos, voreilige Schlüsse zu ziehen.

ALS ICH IN DIE MITTELSTUFE KOMME, muss ich ins Ankaret umziehen, ein gelbes Holzgebäude am Hafen. Ich brauche fünf Minuten, um mit dem Fahrrad dorthin zu fahren, und fünf Minuten, um dorthin zu laufen.

Das Gebäude ist neben dem Gymnasium, und wir teilen uns eine Mensa mit den älteren Schülern. Ich ärgere sie auch. Ich kann nichts dagegen tun. Ich liebe es, von den Jungs vom Gymnasium verfolgt zu werden, zu spüren, dass sie näherkommen und dass sie mich verprügeln werden, wenn sie mich fangen. Es ist ernst. Durch den Adrenalinstoß, den ich spüre, wenn ich es gerade noch einmal schaffe, ihnen zu entkommen, kann ich bis zur nächsten Pause ruhig sitzen bleiben.

Meine neue Lehrerin heißt Ingrid. Sie hat graue Haare und trägt meist eine Strickjacke. Ich schreibe so klein, dass sie meine Worte mit einer Lupe lesen muss. Meine Geschichten handeln immer von Blut und Tod.

1988 BIN ICH ZWÖLF und nehme an meinem zweiten Lauf teil. Diesmal hat der Sportverein die Strecke geändert, sodass sie sowohl über Öckerö als auch über die Nachbarinsel Hälsö führt.

Ich habe mehr gespielt, bin mehr gelaufen und habe mehr Fußball gespielt. Deshalb bin ich stärker als letztes Mal. Ich habe richtige Sportschuhe, und ich habe mir die Laufhose von meinem Vater geliehen,

eine schicke Hose aus synthetischem Material in den Farben der Nationalmannschaft. Weder mein Onkel noch mein Cousin nehmen teil. Ich kann also mein eigenes Rennen laufen.

Ich laufe schnell los; mein Körper macht mit und ich halte das Tempo. Ich laufe ohne Uhr. Ich höre einfach auf meinen Körper. Es tut weh, aber es funktioniert.

Mir gefällt das Hämmern in der Brust, und ich atme tief. Solange es so ist, werde ich nicht dieses taube Gefühl bekommen. In den letzten Jahren habe ich gelernt, auf der richtigen Seite der Grenze zu bleiben. Nach kaum mehr als 38 Minuten überquere ich die Ziellinie und bin sehr zufrieden.

AN EINEM SONNTAG VERPASSE ICH die Großevangelisation. Und das ist nicht gut. Ich spüre es in mir. Jeder war dort, aber ich spielte Eishockey.

An jenem Tag predigte Egon Sandström. Meine Freunde lernten, in Zungen zu sprechen, aber ich verpasste es. Die Mitglieder der Gemeinde fielen durch die Kraft des Heiligen Geistes zu Boden.

Unser Pastor ist nicht gerade begeistert: „Markus, du musst dich entscheiden. Welchen Weg möchtest du, den schmalen oder den breiten? Den, der in den Himmel führt, oder den, der in die Hölle führt? Du musst dich entscheiden.“

AN EINEM SOMMERABEND GEHE ICH mit Opa Makrelen fangen. Opa war 17, als er zum ersten Mal sieben Tage lang durch dichten Nebel zum Fischen nach Island fuhr, und seitdem ist er Fischer. Er ist klein und stämmig, und seine Haare sind so weiß wie Zucker. Trotz seines Gewichts ist er agil und hat große Füße – Oma sagt, sie

sind so groß, damit er bei hohem Wellengang fest auf Deck stehen kann.

Es ist gut, Opas Hilfe zu haben, wenn etwas abgerissen werden muss, sagt Papa. Für feinere Zimmerarbeiten ist er nicht so gut zu gebrauchen. Alles muss schnell gehen, und wenn ein Holzzapfen ein bisschen zu lang ist, sägt er ihn nicht ab, sondern nimmt den Vorschlaghammer und haut ordentlich drauf.

Es kann passieren, dass er einen gerade erst eingepflanzten Strauch abschneidet und erklärt, er habe ihn für Unkraut gehalten. Dann jagt Oma ihn mit einem Stock durch den Garten.

Er betrachtet alles wie frisch gefangene Fische, die sortiert werden müssen. Man muss sich beeilen, manche werden aussortiert und zurück ins Wasser geworfen, und alles wird gut, solange man sich Mühe gibt. Opa lässt sich durch nichts erschüttern. Schreiende Enkelkinder oder Jungen mit Beinen, die laufen müssen, sind kein Problem für ihn.

Wenn meine Cousins und ich auf einen hohen Baum klettern und ein besorgter Erwachsener denkt, wir würden herunterfallen und uns die Beine brechen, sagt Opa: „Ist halb so wild.“

Gegen acht Uhr abends verlassen wir den Hafen. Die Sonne scheint, und die Luft ist mild. Opas Bruder ist auch dabei. Die Brüder sind absolut gegensätzlich. Opas Augen sind blau, die seines Bruders sind braun. Opa denkt, alles wird gut, während sein Bruder vorsichtiger ist und für jede Art von Schraube eine eigene Dose hat.

Als sie jung waren und Öckerös erstes Schiff mit Eisenrumpf besaßen, war Opa der Kapitän und sein Bruder kümmerte sich um den

Motor. Das war wahrscheinlich eine gute Arbeitsteilung: ein furchtloser Kapitän und ein äußerst sorgfältiger Mechaniker.

Wir fahren an Hälsö vorbei und erreichen das offene Meer. Die Kabine stinkt nach Diesel und Motoröl, und mir wird langsam übel von den Gerüchen und der Bewegung des Meeres. Opa lacht, als ich mich zum ersten Mal übergebe.

„Das geht gleich weg“, sagt er.

Das Gefühl, dass sich mir der Magen umdreht, verschwindet kurz, kehrt aber bald wieder zurück. Es liegen noch viele Stunden vor uns, bevor wir wieder nach Hause kommen. Zuerst müssen wir zu der Stelle fahren, wo wir die Netze auswerfen, und dann müssen wir stundenlang sehr langsam gen Süden fahren, bis es Zeit ist, die Netze einzuholen.

Warum lerne ich nie? Warum fahre ich mit ihnen, wenn ich immer so seekrank werde?

Nachdem ich mich zum zehnten. Mal übergeben habe, lege ich mich im Frachtraum auf eine feuchte Matratze. Dort schlafe ich unruhig, bis Opa ruft, es sei Zeit, die Netze einzuholen, Zeit, an Deck zu kommen und zu helfen.

Nun, da es dunkel ist, brennen die Lampen auf Deck. Stück für Stück holen wir das Netz ein, ziehen die Fische heraus und legen sie auf Eis. Nach einer Stunde sind wir fertig und machen uns auf den Heimweg.

Der Bootssteg bewegt sich unter meinen Füßen, als ich darauf springe, alles dreht sich. Opa und ich fahren mit dem Rad nach Hause, als

gerade die Morgendämmerung einsetzt, er zu seinem Haus, ich zu meinem.

JETZT WISSEN WIR GENAU, was nicht stimmt. Mama hat ihre Diagnose bekommen: multiple Sklerose.

Bei dieser Erkrankung des Nervensystems funktionieren die Signale vom Gehirn an die Muskeln nicht so, wie sie sollen. Das bedeutet, dass die Muskeln schwächer werden, was wiederum bedeutet, dass es schwerer wird, sich zu bewegen. MS verläuft meist in Schüben: Zu bestimmten Zeitpunkten geht es dem Körper schlechter, zwischendurch wird es ein bisschen besser.

Es muss aber nicht so ernst sein, sagen die Ärzte. Man kann verschiedene Arten von MS bekommen. Manche sind aggressiver, andere sanfter. Die Zukunft wird zeigen, welche Art Mama hat.

Abends, wenn sie nach oben geht, um mit meinen Geschwistern und mir das Abendgebet zu sprechen, muss Papa oder einer von uns ihr helfen. Meist bin ich es.

Abends ist Papa meist unten im Keller und macht die Buchhaltung. Er verkauft Büroausstattung, Kopierer und Schreibmaschinen. Die Firma heißt Torgebys Bürobedarf und hat ihren Sitz in der Altstadt von Göteborg, neben SKF, dem Kugellagerhersteller.

Papa ist gut im Verkaufen; er ist ehrlich und offen und die Leute mögen das. Papa übernahm die Firma von seinem Vater, als der an Darmkrebs starb. Damals war ich vier, und ich erinnere mich kaum an ihn.

Meine Schwestern sind wie zwei Seiten derselben Münze. Elin hat dunkle Haare und grüne Augen. Abends ist sie immer sehr munter,

aber morgens ist sie fast tot. Sie sieht aus wie Papa. Ida ist abends müde und morgens ganz munter, und sie ist die Einzige in der Familie, die blond ist. Papa nennt sie Skorpan.

Jeden Abend ruft Mama am Fuß der Treppe, damit jemand ihr hilft, und dann beten wir: „Gott, der du die Kinder liebst, pass auf mich auf, denn ich bin klein ...“

Mama kann nicht mehr nach draußen gehen, wenn es windig ist, da sie vielleicht umgeweht werden würde. Sie kann nicht mehr als Arztssekretärin im Lillhagens-Krankenhaus in Göteborg arbeiten und wurde krankgeschrieben. Sie kann ihre Hände nicht mehr dazu bringen, zu schreiben.

Stattdessen liegt sie auf dem Sofa und weint.

Oma verbringt jeden Tag Zeit mit ihr. Ich höre sie aus der Ferne. Mama macht sich Sorgen, was passieren wird.

„Wer wird sich um die Kinder kümmern, wenn ich es nicht mehr kann?“

Opa bringt jeden Tag die Zeitung herein. Ich höre ihn summen, wenn er durch die Garage geht. Er sagt nicht viel, er beobachtet nur still.

Mama ist 30 Jahre alt, und ihr Körper verfällt langsam.

Es ist sehr schwer für mich, dass Mama so viel weint, aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin einfach frustriert.

Sie fängt an, einen Rollstuhl zu benutzen.